

# PERSÖNLICH







## PERSÖNLICH

Die Lh ist in den letzten sechzig Jahren, ganz der Bedarfsorientierung verpflichtet, gewachsen: von drei Schülern der heilpädagogischen Sonderschule hin zu heute 110 Wohnplätzen, 70 geschützten Arbeitsplätzen und 100 Beschäftigungsplätzen. Dazu kommen rund 50 Plätze in der beruflichen Integration und die 120 Schülerinnen und Schüler, die in der Berufsschule Scala unterrichtet werden. Aktuell sind 280 Mitarbeitende für die Lh tätig. Mit zunehmender Grösse der Institution wurden aber auch kritische Stimmen laut: Gelingt es uns, im Erbringen unserer Dienstleistungen auch in Zukunft persönlich aufzutreten?

Verschiedene Rückmeldungen von Klientinnen und Klienten, Angehörigen und Mitarbeitenden geben uns die Gewissheit, dass wir weiterhin auf gutem Weg sind. Wir sind aber auch froh um kritische Feedbacks. Trotz der beachtlichen Grösse und zunehmend komplexeren Prozessen pflegen wir in der Lh ein Klima grosser Wertschätzung. Unabhängig von Rolle, Funktion und Anliegen haben wir den Anspruch, uns auf Augenhöhe zu begegnen und wenn immer möglich Kommunikationskanäle zu nutzen, die den persönlichen Kontakt erlauben. Eine Rückmeldung hören wir immer wieder – und sehr gerne: «Wenn man in die Lh kommt, spürt

man sogleich die Offenheit der Menschen; hier wird das Leitbild wirklich gelebt, hier steht die Teilhabe der begleiteten Personen im Zentrum!»

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bedanken bei den Klientinnen und Klienten sowie bei Angehörigen und Mitarbeitenden, die sich bereit erklärt haben, an der Entstehung dieses «Culture Book» mitzuwirken und ihre persönliche Geschichte zu teilen. Sie stehen stellvertretend für alle anderen, die sich für und in der Lh engagieren oder ihre Dienste nutzen.

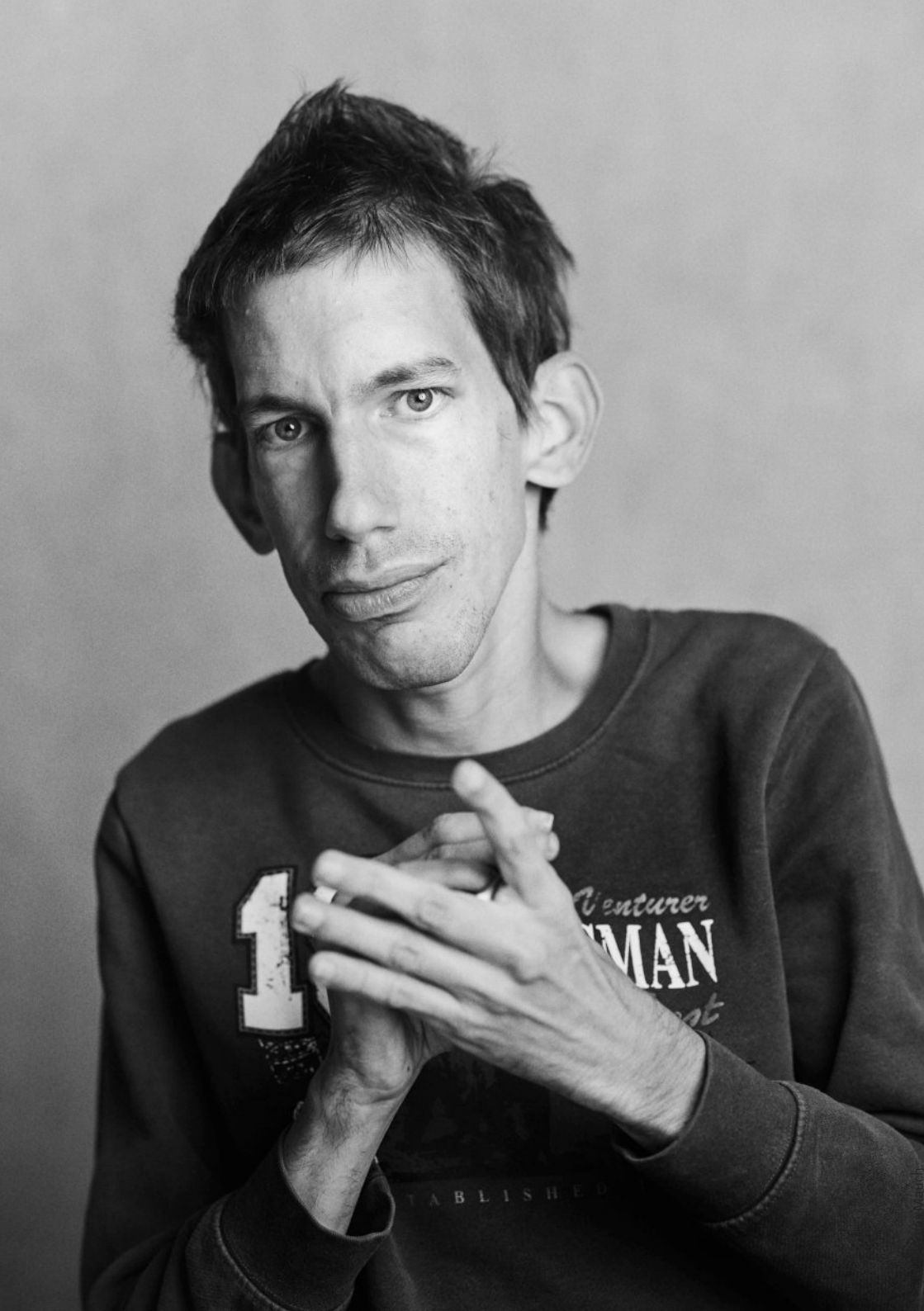
Lesen und betrachten Sie die Porträts in diesem Band – sie gewähren ganz persönliche Einblicke.

Philippe Crameri  
Geschäftsleiter

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<b>Thomas Mauch</b> Ich schöpfe viel aus mir selber	6
<b>Roger Eggerschwiler</b> Ich finde es immer schön, wenn ich etwas weitergeben kann	9
<b>Yvonne Nielsen</b> Es ist mir wichtig, wie man meiner Tochter begegnet	12
<b>Michi Gloor</b> Eis nach em andere	16
<b>Kilian Gaberthüel</b> Beobachten, konzentriert zuhören und empathisch sein. Das ist das A und O	19
<b>Elsbeth Schmid</b> Es ist anonym geworden	22
<b>Marita Jablonski</b> Wenn ich nicht mehr konnte, haben andere für mich geglaubt	26
<b>Daniela Geissbühler</b> Manchmal geht es auch darum, herauszukitzeln, probier doch mal, geht das vielleicht?	29
<b>Karl Fischer</b> Unser Sohn hat sich selber für die Wohngruppe angemeldet. Er wolle das jetzt, sagte er	31
<b>Johanna Arnold</b> Wie die frische Bergluft	36

	Seite
<b>Peter Michel</b> Ich bin beruflich ein völliger Quereinsteiger	39
<b>Christine Glumpler</b> Unserer Tochter gefällt es bis heute	42
<b>Kai Hilpert</b> Ich möchte wieder sprechen können	46
<b>René Eichenberger</b> Ich nehme die Leute an, wie sie sind. Das sollte man ja überall machen. Das ist eine Lebenseinstellung	49
<b>Maria Sutermeister</b> Es ist ein Wahnsinn!	52
<b>Daniel Armbruster</b> Meine Familie, Sport und Kreativität geben mir den Boden	55
<b>Walter Müller</b> Was passiert, wenn wir nicht mehr da sind?	58
<b>Ezgi Babac</b> Den Tag, an dem ich meine zweijährige Lehre abgeschlossen habe, werde ich nie vergessen	63
<b>Didine Harchouche</b> Hier bin ich im Element	65
<b>Anita Geisseler</b> Wir mussten lange für einen Platz kämpfen	68





## THOMAS MAUCH: «ICH SCHÖPFE VIEL AUS MIR SELBER»

Der Schnee soll jetzt weg. Der passt nicht mehr zur Jahreszeit. Thomas mag die Sonne und wenn er im Garten sein kann. Dort gibt es überall etwas zu entdecken. Käfer und Schnecken. Steinen und Blumen. Sein Lieblingsort jedoch ist daheim bei seinen Eltern. Sie und sein Bruder bestärken ihn. Und auch das Wissen, nie allein zu sein. Denn Thomas ist sich selbst ein Hafen. Er kann sich sehr gut auf sich selbst besinnen. Muss er auch. Er schöpft viel aus sich. Aus seiner Seele, seiner Fantasie, seinem Geist. Das ist wichtig. «Ich bin auf mich angewiesen.» Ein realistischer Optimist. Grundsätzlich. Ein positiver Mensch. Das sei er. Das mache das Leben leichter.

«An anderen Leuten schätze ich am meisten, wenn sie mich nehmen, wie ich bin, wenn ich wie ein Normaler behandelt werde.» Aber was ist schon normal? Thomas hat es faustdick hinter den Ohren. Er liest so viel und schnell, auch rückwärts oder quer, dass es einem schwindlig werden kann. Sein Verstand ist messerscharf. Sein Interesse riesig. Und der Schalk sitzt ihm ständig im Nacken. Nur wenn er etwas nicht tun mag, versteht er wenig Spass. Das hört man dann auch in seiner Stimme. In seinem Summen. Thomas summt. Wenn er nervös sei, dann brumme er auch. Und wenn er fröhlich und zufrieden sei, summe er am höchsten.

Thomas kann nicht singen, aber er hat eine klare, kräftige Stimme, wenn er schreibt. Und diese Stimme setzt er nicht nur für seine eigenen Anliegen ein, sondern auch für die Gemeinschaft. Er hat etwas zu sagen. Und deshalb gründete er auch den Klientinnen und Klienten-Rat. «Weil wir alle eine Stimme verdient haben.» Seit Corona ist das Leben etwas ruhiger geworden. Zum Glück, sagt Thomas. «Dieses ständige Unternehmertum ging mir auf die Nerven.» Hektik mag er nicht. Er ist sehr überlegt. Es stimmt, dass wegen den Masken die Augen nun wichtiger geworden seien. Wo er früher oft weggesehen habe, schaue er nun deutlich mehr hin. Und er hebt den Blick.



## ROGER EGGERSCHWILER: «ICH FINDE ES IMMER SCHÖN, WENN ICH ETWAS WEITERGEBEN KANN.»

Zu Hause in seinem Garten habe es eigentlich keinen Platz mehr. «Aber diesen einen musste ich jetzt trotzdem noch reinpflanzen. Eine extreme Bienenweide.» Früher dachte man vielleicht, der ist faul, wenn einer seinen Garten nicht regelmässig mähte und verwildern liess. Heute ist das Verständnis grösser. «Ich pflanze bewusst für Insekten und Bienen. Seither habe ich wieder eine grössere Vielfalt im Garten. Ich beobachte und fotografiere und freue mich daran.»

Er lernte Schnittblumengärtner und Landschaftsgärtner und arbeitete einige Zeit im offenen Strafvollzug. Pflanzen und Biografien faszinieren ihn. Menschen in schwierigen Lebenssituationen. «Ich merke einfach auch, was ich alles habe. Und wie sehr ich zufrieden sein kann.»

In der Lh ist er nun seit zehn Jahren. «Wir gehen mit einer Gruppe von drei bis fünf Klientinnen und Klienten raus in die Privatwirtschaft.» Platten oder Verbundsteine legen. Heckenschnitt. Mähen. Lauben. Rabatten neu pflanzen. «Man darf die Klientinnen und Klienten nie unterschätzen. Aber auch nicht überschätzen. Und die Qualität der Arbeit muss stimmen.» Denn die Aufträge kommen in aller Regel über Mund-zu-Mund-Propaganda und persönliche Empfehlungen rein. «Wenn wir auswärts sind und etwas weiter weg,

dann essen wir in einem Restaurant zu Mittag, und das sind auch immer schöne Gruppenmomente. Alleine wäre ich niemand. Es ist immer Teamwork. Und am Schluss haben wir alle Freude.»  
Natürlich. Als Gärtner zwicke einem der Rücken manchmal. Und auch das Knie spüre er. Aber er versuche, seinem Körper möglichst Sorge zu tragen, damit er diesen Job noch lange machen kann. «Ich habe zu Hause eine Medaille in einer Vitrine. Vom Marathon in Berlin. Das Einzige, was ich je ausgestellt habe. Aber dass ich diesen Marathon fertig gelaufen bin, gibt mir heute noch Kraft.» Genauso wie der Glücksbringer um seinen Hals. Ein verwildertes Hausschwein. Das Wahrzeichen einer American-Football-Mannschaft, der Arkansas Razorbacks. Er lacht herzhaft. «Ich habe ja auch eher die Figur eines Football-Spielers als die eines Läufers.»



## YVONNE NIELSEN: «ES IST MIR WICHTIG, WIE MAN MEINER TOCHTER BEGEGNET.»

Es laufe immer viel, mit drei Kindern. Auch turbulente Zeiten hätten sie gehabt. Aber dann sprudeln schon die schönen Erinnerungen. «Ich habe mit ihnen gebacken und sie im Haushalt eingebunden, wir haben das ganze Haus verkleidet und tapeziert, ich habe Kleider gestrickt wir haben gehäkelt und genäht, wir waren im Garten und mit den Tieren, und gebastelt, gebastelt haben wir, bis sie sagten, es sei jetzt genug, es lampe ihnen schon zu den Ohren raus.» Nun sind die Kinder erwachsen. Und Pernilla India ist seit sieben Jahren in der Lh. «Dass sie so selbstständig wird, hatte man vorher nicht erwarten können. Das macht mich stolz und glücklich.» Jeden Morgen nimmt sie die Bahn, «fährt in die Lh, wie wenn sie sonst wo regulär arbeiten würde», und abends kommt sie zurück nach Hause. «Sie hat auch einen Hund, der ihr sehr am Herzen liegt, um den sie sich ganz alleine kümmert.» Pernilla India. Zwei aussergewöhnliche Vornamen. Der erste ist von der schwedischen Skirennfahrerin Pernilla Wiberg inspiriert, der zweite einem Roman entliehen. Und es schwingt darin eine Kraft mit. «Wir können ihr viel zutrauen. Und in der Lh versucht man sie auch nicht zu ändern, sondern man unterstützt sie in ihrer Selbstständigkeit.»

Die Lh war schon lange ein Thema. «Wir waren schon Jahre, be-

vor unsere Tochter hierher kam, an den Anlässen und haben uns ein Bild gemacht. Und eines fiel von Anfang an auf: Die Klientinnen und Klienten werden hier wie Erwachsene behandelt und für voll genommen. Das ist kein Betüdeln. Das ist ein echtes Unterstützen. Und möglichst unkompliziert.»

Sie lasse ihre Tochter bis heute jeden Morgen mit gutem Gewissen gehen. Und kann deshalb auch selbst beruhigt zur Arbeit. Die ist eine Herzensangelegenheit: Seit vier Jahren fährt sie den Schulbus für die Schürmatt. «Dort war Pernilla, bis sie 18 war.» Und während der Fahrt lässt sie Musik laufen. Ab und zu singen alle miteinander. Und sie lacht viel. Denn schon als Pernilla früher mit diesem Bus von zu Hause abgeholt wurde, war ihr wichtig, «dass sie liebevoll und freundlich empfangen wird am Morgen.»







## MICHI GLOOR: «EIS NACH EM ANDERE.»

Vielleicht mal durch Europa reisen. Mit dem Velo oder dem Zug. Das wäre mal was. «Mich kann man für vieles brauchen.» Er lacht. «Ich kann mich gut anpassen.»

Michi ist ein Unterhalter. Ein Improvisationstalent. Man hört ihm gerne zu. Nicht nur, weil er packend erzählen kann, sondern auch wegen seiner eindringlichen Stimme. Und wenn er lacht, dann steckt das an. «Manchmal mache ich den Clown», sagt er, und erzählt von den beiden Stofftieren Kiss und Kissina, die er noch aus seiner Kindheit hat. Er lasse sie manchmal sprechen, gebe ihnen eine Stimme, er mache Sprüche und verdrehe die Wörter. «Aber da muss ich frei sein können, nicht aus einer sturen Rolle heraus, in der schon alles geregelt und vordickt ist.»

Zum sprachlichen Talent kommt die Freude an handwerklicher Arbeit. Wenn möglich draussen. Michi kam 2009 in die Lh und arbeitet seither im Garten. «Ich mache vieles gern.». Rasen mähen, jäten, vertikutieren. Ein neues Beet. Ein neuer Rasen. «Aber ich kann auch schnell wütend werden. Auf mich selber.» Wenn etwas nicht gleich gelingt. Oder es nach seinem Dafürhalten nicht perfekt ist. «Ich han mängisch au Angscht, z versäge.» Da müsse er noch sehr an sich arbeiten.

Michi wohnt selbstständig in einer Wohnung. Und er pflegt dieses

Zuhause liebevoll. «Ich putze gerne. Aber nicht verbissen.» Und er dekoriert immer mal wieder um. Passend zu den Jahreszeiten. Es soll möglichst nicht so «ferngesteuert» aussehen, so streng, normiert. Und zur Fasnacht gibt's Girlanden. Er lacht wieder. Michi liebt die Fasnacht. Er ist nicht der Typ für eine Clique. Und Alkohol sagt ihm nichts. Aber er ist immer voll dabei. Manchmal bis zum Morgengrauen. Und natürlich verkleidet. Er war unter anderem schon ein Zebra, ein Schotte oder ein Drache. Einmal pro Woche gehe er mit Kollegen von der Arbeit joggen. Oder schnell laufen, korrigiert er sich. Es könnten ja nicht alle Vollgas. Da passe er sich an. Das Ziel sei auch nicht, möglichst viel Fett zu verbrennen. Das Zusammensein sei ihm wichtiger.



## KILIAN GABERTHÜEL: «BEOBACHTEN, KONZENTRIERT ZUHÖREN UND EMPATHISCH SEIN. DAS IST DAS A UND O.»

Er lernte Schlosser, Grossapparate-Schlosser, und hat handwerklich gearbeitet, etwa zwölf Jahre auf dem Beruf, in unterschiedlichen Firmen. Dann war er damit nicht mehr glücklich. «Wenn ich das Horn hörte, begann ich zu arbeiten. Wenn ich es wieder hörte, machte ich Pause. Und dann ersehnte ich das Horn, das zum Feierabend ertönt. Und das wollte ich nicht mehr vierzig Jahre lang so machen.» Zu der Zeit war er auch noch Junioren-Fussballtrainer. Und das war er gerne. So überlegte er sich, ob allenfalls ein Beruf im sozialen Bereich etwas für ihn wäre. Er kündigte seine Stelle und ging in unterschiedlichen Institutionen schnuppern. Mit verschiedenen Klientinnen und Klienten: Kindern, Jugendlichen, älteren Menschen. Und in der Lh hat es ihm den «Ärmel reingenommen». Da war die Lh noch oben am Waldrand – auch ein wenig am Rand der Gesellschaft.

Jetzt ist er seit 22 Jahren dabei und hat sich in dieser Zeit immer weitergebildet. Sozialpädagoge, Gruppenleiter, Praxisausbilder, Prüfungsexperte, Wohnhausleiter und seit acht Jahren auch Abteilungsleiter. Und immer muss er sich bewusst sein, welche der verschiedenen Rollen er gerade innehat. «Aber diese Abwechslung ist auch einer der Gründe, weshalb ich schon so lange hier bin.» Er spürt Vertrauen und Wertschätzung. Auch in der Beglei-

tung. «Als Schlosser jubelt dir niemand zu. Hier kriege ich direktes positives Feedback. Ich merke, wenn meine Arbeit auf fruchtbaren Boden fällt.»

Es gab auch schon sehr herausfordernde Situationen. Einmal musste er eine schwierige Nachricht überbringen, als ein Klient notfallmässig ins Spital musste, in sehr kritischem Zustand. Aber das war sein Job. «Als Vorgesetzten braucht's dich vor allem dann, wenn's haglet und stürmt.»

Der Mensch sei dynamisch und komplex, sagt er, nicht wie der Stahl. Wenn man den Stahl abends in der Werkstatt zurücklasse, dann finde man ihn am nächsten Tag im gleichen Zustand wieder vor. «Menschen aber können innert kürzester Zeit in einem total anderen Zustand sein. Und damit muss man umgehen lernen.»





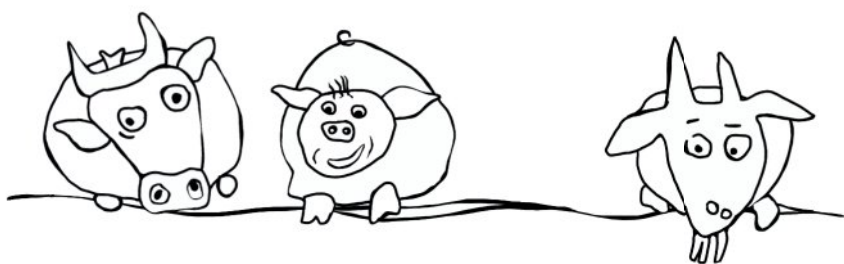
## ELSBETH SCHMID: «ES IST ANONYMER GEWORDEN.»

Ihr Sohn Hannes ist seit dreissig Jahren in der Lh. «Damals war das wie eine grosse Familie. Alle Eltern kannten sich. Und wir kannten alle Klientinnen und Klienten.» Es gab auch gemeinsame Ferien. Man fuhr nach Valbella in ein Hotel. Wandern. Böötle fahren. «Das waren für alle bleibende Erlebnisse.» Dann wurde die Lh grösser. Begonnen hatte Hannes in der Druckerei. «Dann gab es Friktionen» und er kam zur Hauswirtschaftsgruppe. Dort hatte er einen guten Draht zur Begleitperson und umgekehrt. Aber es gab einen Konflikt mit einzelnen Schülern. Also wieder ein Wechsel: Seifenwerkstatt. Aber auch das klappte nur eine Zeit lang. «Hannes wurde zum Wanderer innerhalb der Lh.» Auch in Bezug auf seine Wohnsituation. «Immer wieder neue Wohngruppen, neue Zusammensetzungen. Man hat versucht, ihn irgendwo heimisch werden zu lassen, das war sehr positiv. Und er konnte auch immer wieder gute Beziehungen aufbauen. Aber jedes Mal, wenn wieder jemand weggegangen ist, brach für ihn eine kleine Welt zusammen.»

Heute lebt er allein in einem Studio, das an ein Wohnhaus angegliedert ist. «Am liebsten hätte ich für ihn wieder eine Art Grossfamilie.» Einmal konnte er in die Ferien zu einem Ehepaar aufs Land, die hatten zwei eigene Kinder und nahmen zwei oder drei Klienten mit.

ten auf, es gab Tiere rundherum, einen Gemüsegarten, man half kochen oder wo man konnte, und ass am grossen Familientisch. «Das hat ihm sehr gefallen. Aber so eine Wohnform zu finden, ist schwierig.»

Sie habe viel Kritik geübt. Aber stets in einem aufbauenden Sinn. «Ich bewundere jede Person, die in diesem Bereich arbeitet. Als Eltern weiss man, was diese Art der Begleitung bedeutet. Und ich schätze es wahnsinnig hoch ein, wenn jemand diesen Beruf aus eigenem Antrieb ergreift.» Sie stelle aber fest, «dass die Begleitpersonen heute fast mehr am Computer sind als in der direkten Begleitung.» Es bleibe schlicht zu wenig Zeit, weil sie minutiös den ganzen Tagesablauf protokollieren müssten. Die früheren anthroposophischen Elemente seien weg. «Und was ich auch vermisse, sind der Austausch und der Zusammenhalt unter den Eltern.»





## MARITA JABLONSKI: «WENN ICH NICHT MEHR KONNTE, HABEN ANDERE FÜR MICH GEGLAUBT.»

Bronze, Kupfer und dann etwas, das heraussticht. Zum Beispiel Hellblau oder Rot. «Etwas, das es lebendig macht.» So webt sie ihre Gästetüchlein. Manchmal nach einem Leitfaden, häufig frei heraus. Wild. Farblich. Und sie hat Erfolg damit. Fällt auf. Dabei war es schon seit jeher ihr Traum, abzutauchen. Mit dem Tauchbrevet. Den Kopf unter Wasser. Weg. In die Gesellschaft, sagt sie, passe sie gar nicht rein. Mit dem ganzen Leistungsdruck und der Ziel-orientiertheit und immer mehr und mehr und mehr. Dann viel lieber Meer. Stille. Ruhe. «Zwei Meter runter, und du drehst dich und wirbelst herum.» Wie Hannah Fraser. Eine Australierin, die mit Monoflosse schwimmt, sich für den Umweltschutz einsetzt und unter Wasser gefilmt wird.

Von Idolen hält Marita sonst nichts. Aber einen Monoflossen-Kurs hat sie dann doch gemacht. Und sich ein Kostüm gekauft. Wie ein Delfin schwimme man dann, sagt sie. Oder wie eine Meerjungfrau. Und die Leiterin war überrascht über Maritas Talent. Es braucht viel, damit es so leicht aussieht. Im Wasser ist Marita im Element. Und auch dann, wenn sie etwas erschafft. Ganze Lego-Welten. Oder auch Kleider oder Schmuck. Oder Acrylbilder. «Wenn ich an einem Bild arbeite, dann bin ich voll und ganz in diesem Bild drin.» Dann taucht sie nicht ins Wasser, sondern

in ihr Inneres, dann kommen Gefühle hoch, und die hält sie in diesem Bild fest. Es ist ein Verarbeiten. «Ich kann dann ein Häkchen dahinter machen, das tut gut.» Aber es schlaucht sie auch. Es braucht Kraft.

«Die Lh hat mir geholfen, meine Kraft wieder aufzubauen», sagt Marita, «und auch die Stunden, in denen ich arbeiten kann.» Begonnen hat sie mit einem Tag pro Woche, nun arbeitet sie wieder fünfzig Prozent. «Die Lh hat mir keinen Druck gemacht, jetzt habe ich wieder Mut.»

Mut will Marita auch anderen machen. Deshalb will sie sich im Klientinnen und Klienten-Rat engagieren. Sie will etwas verändern. Sie will gegen Vorurteile kämpfen. Am liebsten würde sie an Schulen gehen und mit Jugendlichen darüber reden, was es heißt, anders zu sein, was es bedeutet, mit einer genetischen Veränderung oder einem schweren Handicap zu leben. «Ich würde mir für unsere Gesellschaft wünschen», sagt sie, «dass man nicht mit dem Finger aufeinander zeigt.»



**DANIELA GEISSBÜHLER:  
«MANCHMAL GEHT ES AUCH DARUM,  
HERAUSZUKITZELN, PROBIER DOCH MAL,  
GEHT DAS VIELLEICHT?»»**

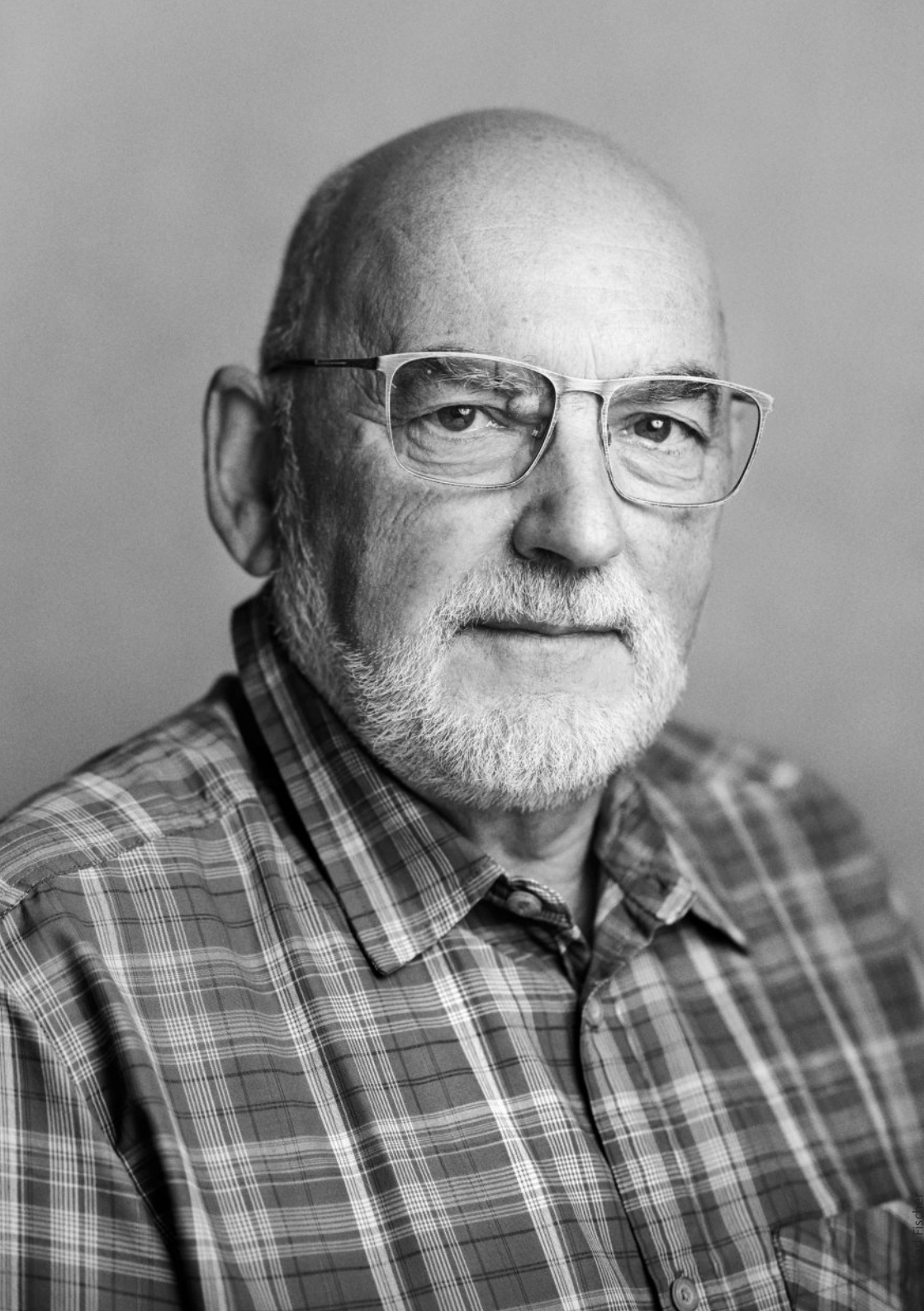
Sie war fünf Jahre alt und wusste, sie will Coiffeuse werden. Und das hat sich dann auch nicht geändert. Sie lernte den Beruf und arbeitete in einem Coiffeursaloon in Reinach. Es gefiel ihr. Und immer mal wieder hatte sie auch Klienten der Lh als Kunden. Sehr interessante Menschen, wie sie fand. Sie schnitt ihnen die Haare, und wie es so sei, sagt sie, «hämmer afo gspröchle». Und wenn sich eine Klientin oder ein Klient gar nicht, oder für sie nur schwer verständlich ausdrücken konnte, hätten es die Begleitpersonen auf wunderbare Weise verstanden, herauszufinden, was denn genau der jeweilige Wunsch ist. «Das hat mir imponiert. Und mich nicht mehr losgelassen.» Es hat sie dermassen gereizt, dass sie bei der Lh ein Praktikum machte. In der Weberei. Und da spürte sie, dass Haarschneiden für sie abgeschlossen ist. Sie wollte fortan Menschen begleiten und mit ihnen arbeiten.

Nach dem Praktikum wurde eine Stelle in der Werkstatt «Blatt und Duft» frei. Es war gerade auch ein Ausbildungsplatz – und ihr Glück. Letztes Jahr hat sie ihr Studium als Sozialpädagogin abgeschlossen, und jetzt absolviert sie noch den Berufsbildner-Kurs. «Mein Ziel ist es zudem, noch ein CAS in unterstützter Kommunikation zu machen.»

Sie sagt, sie habe hier ihre ganz persönliche Zufriedenheit ge-fun-



den. «Ich bin jetzt seit sechs Jahren hier, und was ich mache, ist das Beste, was ich bisher gemacht habe.» Mal gibt sie jemandem die Stimme, mal ist sie ein Auge oder eine Hand, mal die Motivation. Das Instrument eben, das es gerade in diesem Moment braucht. Manchmal ist es auch ein Auffangen, wenn jemand traurig ist oder «hässig». Oder wenn es in der Gruppe Konflikte gibt. «Hier geht es auf eine tiefere Ebene als im Coiffeursalon. Du wirst Teil von ihrem Leben und sie werden auch Teil von deinem Leben.» Es sei kein Job, zu dem man sich hinzwängen kann, das funktioniere nicht. Dann mache man es nicht lange. «Ich kann hier jeden Tag von jemandem etwas lernen. Wenn ich offen und ohne Vorurteile bin. Und die nötige Ruhe, die es dazu braucht, spüre ich in mir.»



KARL FISCHER: «UNSER SOHN HAT  
SICH SELBER FÜR DIE WOHNGRUPPE  
ANGEMELDET. ER WOLLE DAS JETZT,  
SAGTE ER.»

Da wirst du nicht gefragt. Das ist die Stunde X. Und dann passiert's. Dann ist dein Leben ein anderes. Ein Unfall. Eine Krankheit. So schnell geht das. Und du wirst selbst zum Klienten. Er habe sich das schon oft überlegt. Wie er wäre, hätte er eine Beeinträchtigung. «Vermutlich kompliziert», sagt er, «denn wenn ich das Gefühl habe, ich muss jetzt hier durch, dann gehe ich da auch durch.» Und man glaubt es ihm. Nicht aber, dass er schon Grossvater ist. Mehrfacher. Von teilweise bereits erwachsenen Enkeln. Das nimmt man ihm fast nicht ab. Allein von der Erscheinung her. Noch voll im Saft. Und diese durchdringende, fast kämpferische Energie. «Nicht alle hören gern, was ich sage – oder wie ich es sage.» Direkt. Klar. Ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Und in rasantem Tempo. Zu verschiedensten Themen. Etwa zu Glasfenstern, die bis zum Boden reichen. Oder zum Sparpotenzial bei den Sozialversicherungsanstalten. Oder zu den Übergangsprozessen in der Führung. «Der Neue braucht eine eigene Vision. Er kann schon weiterführen, was war. Aber auf seine eigene Art. Mit seinen Ideen und Vorstellungen. Sonst wird das nichts.» Er war zweiundzwanzig, als Cornel zur Welt kam. Als zweites Kind. Seine Frau war zwanzig «Wir haben immer gesagt, wenn etwas ist, dann ist das so.» Und es war etwas. Trisomie 21. Das war vor

knapp fünfzig Jahren. Und es war nicht einfach. Auch nicht im Luzernischen, wo sie eine Zeit lang wohnten. «Einmal gab es einen Vortrag in unserem Ort, über die Frühförderung, da war Cornel gerade zwei Monate alt, da gingen wir hin und nahmen Kontakt auf.» Und diese Frau, die habe einen ganz andern Blick gehabt auf den Menschen, entgegen der vorherrschenden Meinung «was willst du mit diesem nicht Normalen». Zum Glück. «Sie hat uns bestärkt. Cornel war immer mitten in der Familie. Wir haben keinen Unterschied gemacht. Und es kamen dann ja noch zwei Geschwister.»

Er war Präsident vom Elternverein und lange Mitglied des Stiftungsrats, er kennt die Lh nicht nur persönlich, sondern auch ihre Zahlen. Und er schaut genau hin. Wenn etwas in seinen Augen nicht korrekt läuft, dann sagt er das. Und das ist gut so. Denn Reibung gibt Funken, und daraus kann ein Feuer entstehen, das alle wärmt.





## JOHANNA ARNOLD: «WIE DIE FRISCHE BERGLUFT.»

Das Datum kommt so schnell und selbstverständlich aus ihrem Mund, wie wenn es ihr Geburtstag wäre. Ohne zu zögern. 7. Mai 1973: An diesem Tag kam Johanna zur Lh. Zuerst in die Weberei, zum Knüpfen. Aber das Knüpfen ging nicht. Von der Wolle kriegte Johanna Ekzeme an den Händen. Also versuchte sie es in der Töpferei. «Und am Töpfern habe ich heute noch Freude», sagt sie. «Wenn man sieht, was man mit den Händen geschaffen hat.» Ihre Finger bewegen sich, streichen, formen. «Die Töpferei gibt mir Kraft. Es ist wie die frische Bergluft. Aber man muss sich konzentrieren, sonst geht es nicht.»

Johanna geht es gut. Natürlich komme es vor, dass man mal weint oder man verzieht sich auf sein Zimmer und flucht, das gebe es auch, das habe es auch schon gegeben. «Aber ich lache auch gerne.»

Vieles hänge von der Erziehung ab, glaubt sie. Dass man zum Beispiel nicht lügen darf, hat sie zu Hause gelernt. Aber Johanna glaubt auch an eine höhere Macht. Wie man dieser auch immer sagen wolle. Johanna weiss, dass sie da ist. «Wenn ich zur Ruhe komme, dann spüre ich diese Kraft.»

Auch eine schöpferische Kraft spürt sie. Nicht nur beim Töpfern. Johanna malt. Pflanzen oder worauf sie gerade Lust hat. Mit Farb-

stift oder Pinsel. Sie liest in der Bibel und macht sich dazu Gedanken. Und sie schreibt Gedichte. Jetzt gerade habe sie einen neuen Text angefangen, «Die verrückte Welt». Aber es falle ihr nicht leicht, es brauche viel Zeit. «Es müssen einem ja die passenden Worte in den Sinn kommen, man kann nicht einfach irgendetwas schreiben.»

Aufgewachsen ist sie am Baldeggersee. Mit zehn Geschwistern. Da waren ein paar beieinander. Und da kam es zu Hause schon einmal vor, dass es «gräbblet het».

Später war Johanna in einem Heim. Weg von zu Hause. Ähnlich wie Heidi aus ihrer Lieblingsgeschichte, geschrieben von ihrer Namensvetterin, Johanna Spyri.

Und das Schönste damals war, als sie «vom Mueti» ein Päcklein kriegte, da waren Guezli drin und eine Karte, «wo s Mueti gschriebe het». Und als sie dann in den Ferien nach Hause durfte.





## PETER MICHEL: «ICH BIN BERUFLICH EIN VÖLLIGER QUEREINSTEIGER.»

Der Vater war Automechaniker. Der ältere Bruder lernte Automechaniker. Es lag also auf der Hand. Und etwas mit Autos sollte es schon sein, es interessierte ihn ja. So wurde er Karosseriespengler. «Ich merkte dann aber bald, dass ich lieber mit Menschen zu tun haben wollte als mit Materialien.» Er wollte mit Menschen unterwegs sein, sagt er, und zwar nicht im Sinne von Wandern, sondern, um sie zu begleiten. Er studierte Theologie. Und reiste danach mit seiner Frau und seiner anderthalbjährigen Tochter nach Westafrika. In den Senegal. «Wir lebten ein Jahr lang etwas ausserhalb, in einem Dorf, in einem Strohhüttli ohne Wasser und Strom, und mussten erst einmal die Sprache lernen. Wolof, heisst sie.» Durch intensives Zuhören hätten sie es gelernt, und mit Händen und Füssen, denn es ist keine geschriebene Sprache. «Nach einem Jahr verstanden wir ein bisschen, wie Wolof funktioniert, verfügten über ein wenig Wortschatz, danach lebten wir in verschiedenen kleinen Orten, in ganz einfachen Häusern.» Zehn Jahre blieben sie dort und kamen schliesslich mit zwei Kindern zurück. «Einmal waren wir davor schon für einen Kurzurlaub zurückgekommen, wollten auch noch nach Deutschland, und da ging meine Frau zur Bank, um D-Mark zu besorgen. Dort schaute man sie nur verdutzt an. Wir hatten den Wechsel zum Euro gar nicht so

mitbekommen.»

Nach der Rückkehr arbeitete er zunächst als Pastor in einer Freikirche, und als die dann ihre Türen schloss, begann sein Weg hin zur Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigung.

Nun ist er seit vier Jahren bei der Lh. Und ist Gruppenleiter und Begleitperson bei einer Wohngruppe mit sieben Klientinnen und Klienten. «Die Entwicklungen zu sehen, dass etwas möglich wird, was vorher fast unmöglich erschien, das berührt mich jedes Mal. Und wie genau man beobachten muss, weil hier so viel rein über die Körpersprache läuft, über Mimik und Gestik.»

Als Schweizer im Senegal könne man nicht einfach mit seiner eigenen Philosophie und seiner Meinung einfahren, «da muss man sich einfühlen. Das hat mich stark geprägt, Menschen immer so zu nehmen, wie sie vor mir stehen.»



## CHRISTINE GLUMPLER: «UNSERER TOCHTER GEFÄLLT ES BIS HEUTE.»

Sie müsse es sagen, ganz ehrlich, ihr Mann und sie hätten mit der Lh eigentlich gar nicht so viel Kontakt. «Es läuft einfach gut, wir sind sehr zufrieden.» Und je besser es laufe, desto weniger höre man vermutlich voneinander. «Sie sind sehr unkompliziert. Und es wird geschaut, dass es Lösungen gibt. Unsere Tochter ist jetzt seit zehn Jahren hier.»

Nathalie hatte ihren ersten epileptischen Anfall, als sie drei Jahre alt war. Ab dann musste sie Medikamente nehmen. «Das hat sie bei allem zurückgeworfen.» Und es gab immer diese latente Angst vor dem nächsten Anfall. Nicht nur bei Nathalie selbst, auch im Umfeld. Oder in der Schule. Das verunsichert. Das schränkt ein. «Sie war im Turnverein. Aber dann hatte sie dort zwei oder drei Anfälle, deshalb hörte sie auf. Sie hatte Angst, die Anfälle könnten vielleicht vom Turnen kommen.»

Nathalie besuchte in Aarau die Berufsschule, im Gartenunterhalt, und konnte dann in der Lh eine Lehre machen. Seither arbeitet sie hier in der Gartengruppe. «Sie wohnt noch zu Hause. Aber erst kürzlich ist ihr Bruder ausgezogen, jetzt reizt es sie schon auch.» Sie konnte schon einmal in einer Wohngruppe reinschnuppern, aber das sei für sie kein Thema mehr. «Was wir anstreben, ist, dass sie vielleicht in der Nähe eine kleine Wohnung haben könnte.

Sie ist sehr selbstständig. Sie macht zum Beispiel auch das E-Banking selber. Ich glaube, sie könnte das. Sie braucht einfach ein klein wenig Unterstützung.»

Etwas sei ihr bis heute geblieben. Sie habe für die Firma, für die sie früher arbeitete, einmal einen Geschäftsausflug in die Lh organisiert. Martin Spielmann habe die Gruppe damals herumgeführt. Spontan stiessen auch einzelne Klientinnen und Klienten dazu und redeten mit. «Und Herr Spielmann liess alle mitmachen, störte sich überhaupt nicht, im Gegenteil. Wir spürten, dass hier jede und jeder gleichwertig behandelt wird. Wertgeschätzt. Und willkommen ist.»

Gerade auch in der heutigen, schnelllebigen Zeit leiste die Lh ein wichtiges Engagement. «Wir sind froh, gibt es hier Leute, die sich Zeit nehmen für Leute, die Zeit brauchen.»







## KAI HILPERT: «ICH MÖCHTE WIEDER SPRECHEN KÖNNEN.»

«Ich möchte nicht über meine Gedichte sprechen», macht Kai gleich zu Beginn klar. Das sei zu lange her. «Ich bin weitergekommen.» Super – und schade zugleich. Denn Kais Gedichte sind Zugänge zu fantastischen Welten. Dem Zauberwald zum Beispiel. Der Wald sei für ihn ein ganz besonderer Ort. «Zeitlos reizvoll.» Und wenn immer möglich, durchstreift er ihn. Er würde auch gerne im Wald wohnen. «Ich stelle mir ein Moos-Bett vor.» Er hält inne. «Das wäre weich – und immer da.»

Und Tiere? Was die Tiere über uns Menschen denken, wisse er nicht. Aber er könne sich vorstellen, dass sie lieber nichts mit uns zu tun hätten. Punkt. Er selbst störe sich nicht an anderen Menschen. Nur ab und zu an ihrem übertriebenen Selbstbewusstsein. «Das ist manchmal so egoistisch.»

Kai kann in Menschen hineinsehen. Das spürt man, das merkt man. Und wenn man sich traut, lässt er einen an diesem grossen Schatz teilhaben. «Sie hören nicht immer gern, was ich spüre.» Und deshalb sagt er es auch nur, wenn man ihn fragt. Er möchte niemanden verletzen. Im Gegenteil, er möchte es allen recht machen. Und so nimmt er sich oft zurück. «Ich bin sehr genügsam», sagt er, und macht wohl das allermeiste mit sich selbst aus. Trotz dem Umfeld, das er lobt und das ihn stütze.

«Um mich zu beruhigen, gehe ich umher und schwatze mit mir selbst. Die anderen verstehen mein Geplapper nicht», sagt Kai. Und man zuckt beim Wort «Geplapper» kurz zusammen, denn es passt nicht zu ihm. Diesem feinfühligem Philosophen, der so klar, stets überlegt und voller Tiefe schreibt.

Wie man zu anderen eine Brücke bauen könne, sei für ihn eine aufwühlende Frage. Denn er selbst könne schlecht Kontakt aufnehmen. «Ich bin immer darauf angewiesen, dass die anderen den ersten Schritt tun.»

Kai möchte wieder sprechen können. Aber es gelinge ihm einfach nicht mehr. «Es ist so schwierig, die Worte nicht nur zu denken, sondern sie auch zu formen.» Gedankenstrich. Aber er versuche immer positiv zu bleiben. Und: «Ich habe angefangen, an etwas Neuem zu schreiben.»



RENÉ EICHENBERGER: «ICH NEHME DIE  
LEUTE AN, WIE SIE SIND. DAS SOLLTE  
MAN JA ÜBERALL MACHEN. DAS IST EINE  
LEBENSEINSTELLUNG.»

Er ist 42 und Vater von sechs Kindern. Die Älteste ist in der Lehre, der Jüngste im Kindergarten, das ist die Bandbreite. «Kinder sind genial. Ich wusste, schon, als ich noch ganz klein war, dass ich eine grosse Familie möchte.» Und natürlich gibt das einiges zu tun. «Freunde von mir brauchen den Staubsauger einmal pro Woche. Wir brauchen ihn einmal am Tag.» Er lacht.

Ursprünglich lernte er Polymechnik. Wie sein Vater. Das gefiel ihm auch. Und er war gut darin. Aber zehn Stunden an einer Maschine stehen ging irgendwann nicht mehr. Der Rücken meldete sich. Schon während der Lehre. Und dann: Operation. IV. Neuorientierung. Umschulung – so kam er schliesslich zur Lh.

Zuvor aber lebte er noch in den USA. Ganz recht. North Carolina. Charlotte. Neun Jahre lang. Bis nach seinem Highschool-Abschluss. Dann zog es ihn wieder zurück. «Komm doch zu mir», bot ihm sein Grossmami an, und er zögerte nicht. Er war 19 Jahre alt. Er kaufte sich ein One Way Ticket in die Schweiz. Seine Eltern und die beiden Brüder blieben in den USA.

«In diesem Sommer, als ich zurückkam, verbrachte ich jeden Tag in der Badi Menziken. Und ich hatte immer Musik dabei. Ich schob Kassettli von Pink Floyd und Led Zeppelin in meinen mitgebrachten Recorder, und dann bildete sich schon bald eine Menschen-

traube um mich.» Sein neuer Freundeskreis. Zu Einzelnen von damals hat er bis heute Kontakt.

Jetzt ist er Fachmann Betreuung und arbeitet in drei verschiedenen Häusern. Er ist seit 15 Jahren dabei. «An meinem allerersten Arbeitstag schickte mich meine damalige Chefin direkt zu einem Klienten, ich solle mit ihm ins Restaurant etwas trinken gehen. Ich hatte noch keine Ahnung von meinem Beruf. Und der Klient war Autist. Und relativ laut. Als wir dann im Restaurant waren, wusste ich zum Teil überhaupt nicht, wie reagieren. Ich war so unsicher. Und all die Leute rundherum. Heute ist das für mich normaler Alltag.» Natürlich, das Team sei enorm wichtig. Das A und O. «Man steht ja immer mal wieder an. Aber wir helfen uns, wo wir können.» Einer für alle. Alle für einen.



## MARIA SUTERMEISTER: «ES IST EIN WAHSINN!»

Sie sind von Professor zu Professor zu Professor. Alle kamen zum gleichen Schluss: Der Bruder höre nichts. Wenn, dann nur ein paar Frequenzen. Und geistig sei er behindert. Mit vier kam er in eine Institution. «Er hat nie geredet, nie reagiert, da war keine Regung.» Ausser, wenn sie ihn nach dem Wochenende wieder hinführen. Dann weinte er.

«Nur meine Mutter sagte immer: Peter versteht alles.» Eisern übte sie mit ihm Buchstaben an der Schiefertafel. Und Lautsprache mit Bildern. «Sie hatte die Vorstellung, dass er einmal lesen kann und schreiben und vielleicht sogar die Matur macht. Aber meine Mutter war eine sehr eigene Person.» Niemand glaubte ihr. Trotzdem dürfe man ihr aber auch die Hoffnung nicht nehmen, sagte der Vater. «Und ich betete manchmal: Bitte mach, dass mein Bruder reden kann.»

Als die Mutter im Sterben lag, schrieb Peter ihr einen Brief. Aber konnte das sein? Wer hatte diesen Brief geschrieben? War das wirklich möglich? Jahre zuvor hatte eine Frau einmal versucht, mit ihm gestützt zu kommunizieren, «aber sie war dann baff, wie beeinträchtigt er war, das klappte nicht.»

Sie heiratete hierher, nach Reinach. Und meldete den Bruder vorsorglich bei der Lh an. Für die Zukunft. Auf die Warteliste. Dann

starb die Mutter. Und Peter fiel in eine schwere Depression. In der Institution, in der er dreissig Jahre gelebt hatte, ging es nicht mehr. Er musste gehen. «Dass ich nur drei Tage später erfuhr, dass er in der Lh einen Platz hat, war wie eine Fügung.»

Bereits beim Eintrittsgespräch habe Franziska von Matt ihren Bruder gestützt. «Er ist offenbar ein ganz schwerer Autist. Aber er kann sich ausdrücken.» «Mir liefen nur noch die Tränen hinunter. Er dankte uns als Erstes, was wir all die Jahre für ihn getan hätten. Und wir dachten immer, dass er uns gar nicht versteht.»

Unterdessen hat sie selber zu stützen gelernt und kann nun alleine mit ihrem Bruder kommunizieren. «Ich bin nicht dumm», habe er geschrieben. Und nun, nach so langer Zeit, erfährt sie endlich, was in ihm vorgeht. «Jetzt lerne ich ihn endlich kennen.»





## DANIEL ARMBRUSTER: «MEINE FAMILIE, SPORT UND KREATIVITÄT GEBEN MIR DEN BODEN.»

Er sah das Fahrrad in einem Schaufenster. Also, Fahrrad. Hochrad. Penny Farthing. Genau. Über hundert Jahre alt. Er musste einfach eintreten. Konnte nicht anders. Das sei fast schon genetisch bedingt, seine Mutter komme aus den Niederlanden, er sei praktisch fahrradfahrend gross geworden, er liebe es. Und nun gehört das Hochrad ihm. Und er fährt tatsächlich damit. Wie auch mit dem Tandem, dem Enduro Bike oder dem Rennvelo. «Die Bewegung hilft mir auch sehr, um abzuschalten. Das ist schon ein Thema in unserem Beruf. Man muss achtgeben, dass man einen guten Ausgleich hat. Dass man auch seelisch gesund bleibt.»

Nach der Bezirksschule begann er mit der Kantonsschule. Aber schon bald fragte er sich, was er dort eigentlich soll. Er ging zur Studienberatung, wälzte Ordner mit sämtlichen Berufen drin, schnupperte als Stromer und Zeichner und merkte dann immer mehr, dass er mit Menschen arbeiten will. Mit Menschen, die Unterstützung brauchen.

«Ich hatte dann ein Vorstellungsgespräch in Königsfelden. Meine Haare waren lang. Vielleicht war ich sogar ein wenig in einer rebellischen Phase. Aber der damalige Pflegedienstleiter empfing mich auf Augenhöhe, völlig vorurteilslos, nahm mich so, wie ich war, das gefiel mir.»

Er lernte Psychiatriepfleger, studierte später auch noch an der Fachhochschule, sah ein Inserat von der Lh und bewarb sich. Heute arbeitet er als Begleiter im Wohnen, häufig eins zu eins, mit Klientinnen und Klienten mit herausfordernden Verhaltensweisen. «Einerseits braucht es eine gewisse innere Ruhe, andererseits auch eine Wachheit und ein Vorbereitetsein auf sich schnell verändernde Situationen.» Und noch etwas: Humor. Ohne eine Prise Humor ginge es wohl auch nicht. Und ohne Ausdauer. «Man muss immer dranbleiben», sagt er, der mit Freunden schon sechs Jahre an einem Animationsfilm gearbeitet hat, «und jeden Tag wieder von Neuem vorurteilslos auf Augenhöhe gehen.» Nun ist er seit fünf Jahren hier. Und es mache ihm immer noch Freude. «Denn ich bin da, wo ich sein will, direkt beim Menschen.»



## WALTER MÜLLER: «WAS PASSIERT, WENN WIR NICHT MEHR DA SIND?»

Sie wussten nicht, ob ihr Sohn überleben würde. Die Ärzte mussten ihn viel zu früh auf die Welt holen. In der 28. Schwangerschaftswoche. Marc war stark untergewichtig, und ab dann auch nicht mehr in der Nähe der Kurve, die man ihnen jeweils vorlegte. «Warum pressen wir die Menschen mit aller Gewalt in ein Schema rein? Wer nicht zum richtigen Zeitpunkt das Richtige kann, gilt als nicht normal. Gleichzeitig betonen wir, jeder Mensch sei individuell und eine eigene Persönlichkeit, der man Rechnung tragen müsse.»

Seine Frau und er seien ein gutes Team. Wenn er weine, dann sei sie stark. Und umgekehrt. «So machen wir das seit dreissig Jahren. Und wir sind immer für Marc da. Unser Sohn ist unser grösstes Glück.»

Für ihn da zu sein, heisse aber auch, an die Zeit zu denken, wenn sie als Eltern dann einmal nicht mehr da seien. «Wir sind beide gesundheitlich nicht mehr auf der Höhe. Und als in der Lh schneller als erwartet ein Zimmer in einer Wohngruppe frei wurde, mussten wir zugreifen.» Marc war damals zwanzig Jahre alt und habe es den Eltern anfangs übel genommen. «Wir mussten es tun, damit er selbstständiger wird und Kontakt kriegt, auch andere Bezugspersonen. Die Lh muss schon ein wenig sein Zuhause

werden, sonst ist er später verloren.» Nun ist er schon seit zehn Jahren hier.

Marc hat auch autistische Züge. Er müsse sich jeden Tag wieder von Neuem überwinden. «Wenn wir vom Dreimeterbrett springen, dann fällt es uns beim nächsten Mal schon leichter. Für ihn fängt das aber immer wieder von vorne an. Die Angst wird nicht kleiner.» Sie hätten ganze Ordner zu Hause über Marc. Mit selbstverfassten Berichten über seine Autismus-Muster, seine Sozialkompetenz, über seine ganze Geschichte. «Wir haben uns intensiv informiert, Bücher gewälzt, und wir kennen ihn seit dem ersten Moment, als er die Augen aufschlug. Wir wissen, wovon wir reden.» Aber sie hätten auch schon zur Antwort bekommen dass sie zu emotional seien, als sie intervenierten. Zudem gäbe es ein strukturelles Problem. «Ich finde es falsch, wenn man Leute, die kaum Lebenserfahrung haben, zum Praktikum in eine Wohngruppe lässt, in der die Klientinnen und Klienten teilweise zwanzig Jahre älter sind. Da bin ich sehr kritisch.»







EZGI BABAC: «DEN TAG, AN DEM  
ICH MEINE ZWEIJÄHRIGE LEHRE  
ABGESCHLOSSEN HABE, WERDE ICH NIE  
VERGESSEN.»

Ihre Eltern hätten sie früher einmal gefragt, was sie denn einmal machen wolle. Da musste sie nicht lange überlegen. «Einen Kebab-Laden aufmachen», sagt Ezgi und lacht.

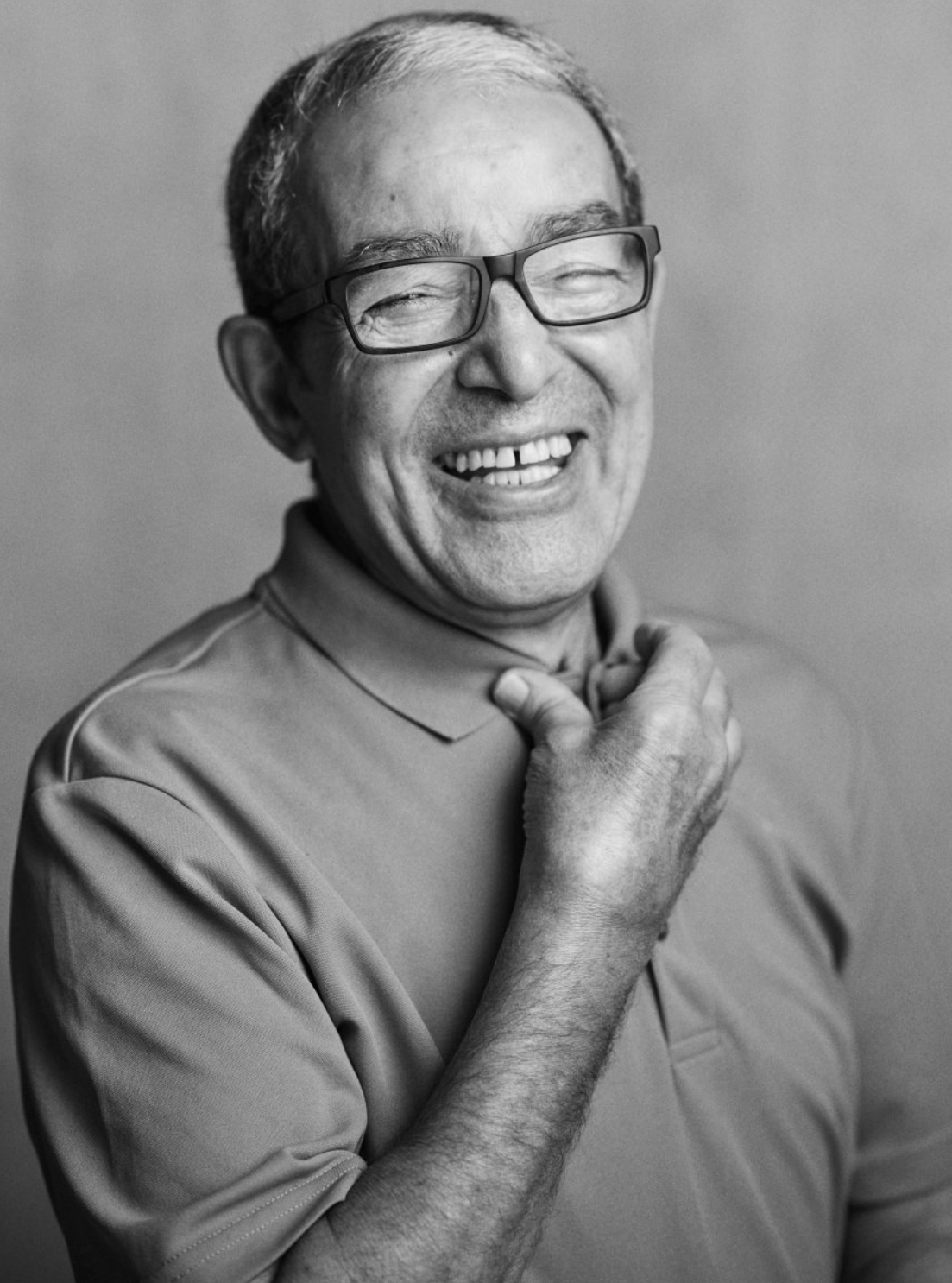
Wenn sie heute wünschen dürfte, wäre es eher ein Restaurant. Mittelgross. Ein Mix aus altmodisch und neomodisch. Und farbig. «Und am liebsten Speisen aus der ganzen Welt.» Ein Ort, an den die Leute gerne zum Essen kommen. Ezgis Augen leuchten.

Deshalb arbeitet sie auch gerne in der Küche. Am Salatbuffet, ab und zu auch am warmen Buffet. «Ein wenig vorbereiten, ein wenig kochen. Es gefiel mir hier von Anfang an.» Sie komme immer motiviert zur Arbeit. «Die Leute, die hier sind, unterstützen mich, die geben mir Energie.» Sie strahlt. «Wir schauen gut zueinander.»

Wenn sie etwas Neues lerne, dann brauche sie jemanden neben sich, der ihr langsam und deutlich jeden Schritt erklärt. Sonst gebe es ein Durcheinander im Kopf. Oder eine Blockade. «Wenn ich es dann aber ein paar Mal gemacht habe, klappt es alleine.» Ezgi weiss, was ihr guttut und was nicht. Sie ist sehr feinfühlig und rücksichtsvoll. Nie würde sie jemandem ins Wort fallen. Und wenn sie selbst einen schlechten Tag hat, dann zieht sie sich lieber zurück, damit sie niemanden um sich herum verletzt.

Den Tag, an dem sie ihre zweijährige Lehre abgeschlossen hat, wird sie nie vergessen. Nicht den Sonnenblumenstraus, den sie damals geschenkt bekam, und auch nicht den «Freudengump», den sie zusammen mit ihrer besten Kollegin machte. Die hatte extra draussen gewartet und die Daumen gedrückt. «Ich war so glücklich», sagt Ezgi, «ich brauchte gar kein Fest mehr. Das reichte mir schon.»

Zu dieser besten Kollegin ist auch noch ein bester Kollege hinzugekommen. Sie tun Ezgi gut. «Seit ich die zwei kenne», sagt sie, «sind sie meine Glücksbringer.»



## DIDINE HARCHOUCHE: «HIER BIN ICH IM ELEMENT.»

Er gehöre zum Inventar, sagt er, und strahlt. Wie sein Vorname. Der bedeute auf Arabisch «Licht» und «Glauben». Nour Eddin. Aber alle hier würden ihn Didine nennen. Unkompliziert. Und man spürt sofort die Ruhe, die von ihm ausgeht. Die Liebenswürdigkeit. 1982 kam er aus Algerien in die Schweiz. Davor war er schon ein paar Mal für Ferien hier. Es gefiel ihm. Französisch spricht er perfekt. Er lernte Italienisch, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch. «Nur durch den Kontakt mit Leuten. Und bitte korrigiert mich, wenn ich sprachlich einen Fehler mache, sagte ich immer.» Er lacht.

Ganz am Anfang habe er noch in einer WG gewohnt. Und in dieser WG war auch ein junger Mann, der körperlich beeinträchtigt war. «Es schien ihm auch sonst nicht gut zu gehen, er hat sich sehr zurückgezogen, war niedergeschlagen, und deshalb begann ich mich um ihn zu kümmern. Ich dachte einfach, hier ist jemand, der Hilfe braucht. Hilfst du oder läufst du weiter? Ich sagte mir, ich mache einfach den ersten Schritt und dann schauen wir weiter.» Diese Hilfsbereitschaft ist bis heute geblieben. Didine wäre eigentlich schon pensioniert, trotzdem arbeitet er noch immer 40 Prozent für die Lh. Manchmal auch 80 Prozent. Lacht. Er habe hier eine schöne Aufgabe. Er begleitet einen Klienten eins zu eins. «Am

liebsten mache ich gleich Doppelschichten. Ich wecke ihn morgens, verbringe mit ihm den Tag und begleite ihn abends wieder ins Bett. Dann weiss ich, dass ich meinen Job getan habe.»  
Zu Hause warten dann noch zwei Teenager, die beide dreimal pro Woche ins Basketballtraining müssen. Ja. Er sei gut beschäftigt, aber ohne Stress. Er meditiere viel, mache etwas im Garten oder höre Musik. «Ich bin ein Musikgeniesser. Ich ging auch immer an Konzerte.» Oder er trat selbst auf. Als Sänger einer elektronischen Ethno-Afro-Reggae-Band. «Damals kamen wir sogar im Radio und in der Zeitung.» Er sprüht vor Energie. Jetzt lernt er auch noch Spanisch. «Es ist gut, wenn man das Hirni möglichst viel braucht. Man könnte auch einen neuen Tanz lernen. Aber ich tanze schon mein ganzes Leben.»



## ANITA GEISSELER: «WIR MUSSTEN LANGE FÜR EINEN PLATZ KÄMPFEN.»

«Seit unser Sohn Markus in der Lh ist, hat sich unser Leben beruhigt. Er ist jetzt seit zehn Jahren hier und kann bleiben. Das schafft Sicherheit.» Aber sie hätten «müeden» müssen; es habe einfach lange keinen freien Platz gehabt. Schwierige Zeiten seien das für sie gewesen. Aber die Lh habe sich stark für sie eingesetzt. «Das sind gute Leute hier. Das merkst du, wenn du reinkommst, wie offen sie sind.»

Sie bringe Markus immer am Montagmorgen. Dann sei er die Woche über in der Wohngruppe. Und ihr Mann hole ihn dann am Freitag fürs Wochenende wieder ab. «Da haben wir natürlich Kontakt mit den Mitarbeitenden, da tauscht man sich aus. Gut – rasieren kann mein Mann besser.» Aber sonst seien sie im Moment sehr zufrieden. «Natürlich kommt es immer darauf an, wer gerade angestellt ist.» Und Wechsel gebe es relativ oft. «Aber grundsätzlich können wir immer sagen, wenn uns etwas beschäftigt, und das wird gehört und nicht persönlich genommen.» Jetzt seien beide, ihr Mann und sie, pensioniert. Hätten mehr Zeit für Markus. Und meistens wolle er «eis go zieh». Früher mieteten sie ab und zu ein spezielles Velo, da konnte Markus vorne reinsitzen, richtig schöne Velotouren seien das gewesen. «Aber jetzt ist er vierzig, jetzt will er das nicht mehr.»

In der Lh sorgen sich auch die anderen Klientinnen und Klienten um Markus. Er habe ein Umfeld gefunden. Und gelernt, gestützt zu schreiben. Am Sprachcomputer hatte es nicht geklappt. Aber gestützt zu schreiben, «das haben sie ihm hier beigebracht». Wegen Corona gab es keine Anlässe mehr, und Markus war viel zu Hause bei seinen Eltern. «Wir hatten Angst wegen einer Ansteckung, da haben wir ihn zu uns genommen.» Aber der Kontakt zu den anderen habe ihm sehr gefehlt. «Er fiel in eine richtige Depression. Und wenn es ihm nicht gut geht, dann geht es uns auch nicht gut.» Also brachten sie ihn zurück in die Lh. Und das habe geholfen, es ging wieder aufwärts. «Das sind gute Leute. Wenn du reinkommst, ist es, wie wenn du bei Freunden zu Besuch kommst.»





## IMPRESSUM

Dieses «Culture Book» erscheint zum sechzigjährigen Bestehen der Stiftung Lebenshilfe

Herausgeberin:	Stiftung Lebenshilfe
Idee und Konzept:	Philippe Crameri, Simon Libsig
Lektorat:	sprach-art, Inés Flück, Wettingen
Gestaltung:	Druckerei der Stiftung Lebenshilfe
Portrait-Texte:	Simon Libsig
Fotos:	Colin Frei
Druck:	Kasimir Meyer AG, Wohlen

© Stiftung Lebenshilfe  
Saalbaustrasse 9  
5734 Reinach  
Telefon 062 765 76 76  
info@stiftung-lebenshilfe.ch  
stiftung-lebenshilfe.ch  
Konto PC 50-15635-8



## PERSÖNLICH

- Wir bringen echtes Interesse für unser Gegenüber, anerkennen seine Einzigartigkeit und begegnen ihm als Individuum.
- Das Gegenüber erlebt uns als respektvoll, menschlich und grosszügig.
- Die Begleitpersonen sorgen für eine auf die individuellen Ressourcen und Barrieren optimal abgestimmte Bedingungen für Teilhabe.

Auszug aus «Qualitätspolitik und Kernkompetenzen» der Lh